

STILLE TAGE IN ZEHLENDORF

Jeppe Hein

Jeppe Hein ist ein Rückkehrer. Vor sechs Jahren zog der dänische Künstler wieder nach Berlin. Diesmal jedoch nicht nach Kreuzberg sondern weit raus in den Südwesten, nach Zehlendorf. Mit seiner deutschen Frau und ihren gemeinsamen drei Töchtern lebt er in einem Haus in einer ruhigen Straße und hat das Gefühl, seinen Platz gefunden zu haben. Wenn er sich nicht an seinem privaten Rückzugsort, seinem »Waldstudio« nahe der Krummen Lanke aufhält, fährt er mit der S-Bahn zum Potsdamer Platz, wo er ein großes Produktionsatelier unterhält. Früher waren in den Hallen die Ausstellungsräume seines Galeristen Johann König. Heute arbeiten die Assistenten des 1974 in Kopenhagen geborenen Künstlers an seinen Skulpturen. Mittags essen alle zusammen in der großen Küche, zwischendurch treffen sie sich zum Match an der Tischtennisplatte, die in der Mitte der Werkstatt steht, oder zum Yoga in Heins Büro. An diesem frühen Vormittag sitzen zwei Mitarbeiter in einem Nebenraum vor ihren Computern und tüfteln Kunst-am-Bau-Projekte aus.

Heins Atelier erweckt den Eindruck alltäglicher Betriebsamkeit. Dabei war er vor sechs Jahren, als er nach Berlin zog, fast am Ende. Kurz zuvor, im Dezember 2009, hatte er in einem Flugzeug eine Panikattacke bekommen. »Ich hatte lange Zeit Vollgas gegeben«, erzählt Jeppe Hein. »Ich hatte geglaubt, alles wäre gut, und nicht eine Sekunde darüber nachgedacht, wie es mir körperlich und geistig geht.« Burn-out lautete die Diagnose. Entstanden aus dem Stress, den ein erfolgreiches Künstlerleben mit sich bringen kann: die zahllosen Ausstellungen, das andauernde Herumreisen, die ständige Sorge um den eigenen Marktwert. »Ich war dann sehr krank«, erzählt Hein. Auch wenn es immer noch Tage gibt, an denen es ihm nicht gut geht, er von Ängsten im Klammergriff gehalten wird, so hat er doch sein Leben verändert und sich langsam aus seiner Krankheit herausgekämpft. Auch in dieser Hinsicht ist er zurückgekehrt.

Eine Begegnung mit Hein wird schnell auf eine gute Art persönlich. Nach einer Runde Tischtennis zum Kennenlernen sitzen wir uns an seinem Schreibtisch gegenüber. Die raue Oberfläche der Holzplatte wirkt fast wie ein Kunstwerk. Eine Vase mit weißen Tulpen steht darauf, daneben liegen eine Ausgabe der Zeitschrift Buddhismus aktuell und ein paar Kataloge seiner Ausstellung »This Way« im Kunstmuseum Wolfsburg, die gerade zu Ende gegangen ist.

Seine bisher größte Schau überhaupt bewegte zunächst im ganz wörtlichen Sinn: In einem labyrinthischen Parcours musste man sich seinen Weg selbst wählen und traf auf Kunst, die scheinbar ein Eigenleben entwickelt hatte. Nahm man auf einer Museumsbank Platz, setzte sich diese sanft in Bewegung (»Moving Bench #2«, 2002). Ein Stück weiter schoss ein Flammenwerfer aus der Wand (»Bear the Consequences«, 2003). Andere Ausstellungsteile durchlief man auf den Spuren einer Kugel, die an einer Deckenschiene hängend

durch die Räume fuhr und auf ihrem Weg buddhistische Klangschalen anschlug (»Path of Frequencies«, 2013). Man konnte sich über diesen humorvollen Umgang mit der Kunst freuen. Und gleichzeitig hingen an den Wänden auf kleinen Papierblättern aquarellierte Sätze, die einluden, die eigene Position zu hinterfragen: »Ich bin gerade jetzt hier. Und du?« Hein hatte diese Aquarelle in den düstersten Jahren seines Burn-outs geschaffen, als Therapie und Tagebuch. Über 3000 Blätter wurden dann Teil der Wolfsburger Installation.

Das Spiel mit Kunstgeschichte und Ausstellungsraum, der Dialog zwischen Werk und Betrachter sind immer wichtige Aspekte von Heins Kunst gewesen. Und doch fühlte sich diese Ausstellung anders an. »Ich glaube, die neuen Werke haben noch etwas dazubekommen: eine neue menschliche und geistige Dimension, vielleicht auch eine andere Form der Empathie«, sagt Hein. »Ich bekomme viel Post von den Besuchern, handgeschriebene Briefe. Manche schreiben, die Ausstellung habe sie angeregt, ihr Leben zu ändern. Diese Resonanz ist unheimlich schön zu spüren.«

Gleichzeitig merkt er, wie er polarisiert. Zum Beispiel wenn er seine farbigen Kunststoffballons »Chakra Mirror Balloons« nennt. Oder verspiegelte Kästen mit der Neon-Aufschrift »You are amazing just the way you are« aufhängt. Manche Leute halten das für Kitsch, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass die Gefühle in der Ausstellung wahr sind, und dann ist es eigentlich kein Kitsch mehr. Auch seine motivierenden Sätze wirken eher wie spirituelle Ready-mades. Und wenn sie dabei gegen das Originalitätsdogma in der Kunstwelt verstießen, dann wäre erst noch zu beweisen, was daran schlimm sein könnte.

»Eine der größten Herausforderungen in unserer Gesellschaft«, sagt Hein, »ist, keine Erwartungen mehr zu haben.« Das bedeute auch, dem Drang zu widerstehen, alle Rollenbilder ständig und gleichzeitig zu erfüllen: Superkünstler, Supervater, Superehemann. Er achte mittlerweile darauf, jeder Rolle ihre eigene Zeit zu lassen, sich ihr dann aber voll zu widmen. »I am right here right now« hat er sich in den Arm tätowieren lassen, und dieses Hier heißt eben auch Berlin. Sicher, die Stadt hat sich verändert, ist nicht mehr die gleiche, die er Ende der Neunzigerjahre erstmals erkundete, als er tagsüber im Atelier von Olafur Eliasson als Assistent arbeitete und nachts Konzerte in heruntergerockten Kellerbars besuchte. Aber auch seine Bedürfnisse sind anders: »Ich brauche einen Ort, an dem ich aufladen kann«, sagt Hein. »Deshalb gehe ich in mein Waldstudio, wo ich ausruhe, meditiere oder im Garten auf der Slackline laufe. Ich hatte zunächst Bedenken, dort allein mit meinen Ängsten zu sein. Und plötzlich ist es der Raum, in dem ich mich am besten entspannen kann.« In Berlins Mitte ist er dagegen nur noch selten unterwegs. Auch wenn zu seinen absoluten Lieblingsorten neben der Krummen Lanke die Ecke vor dem Suppenladen an der Münzstraße zählt, an der er seine Frau vor 15 Jahren zum ersten Mal küsste. Ein kleines rotes Herz markiert die Stelle. Wenn es verblasst, geht der Künstler hin und frischt es auf.

TIM ACKERMANN

